EMILE VERHAEREN

DER SELTSAME HANDWERKER

IM INSEL-VERLAG

Digitized by the Internet Archive
in 2023 with funding from
Kahle/Austin Foundation

https://archive.org/details/derseltsamehandw0000emil

EMILE VERHAEREN

DER SELTSAME HANDWERKER UND ANDERE ERZÄHLUNGEN

MIT 26 HOLZSCHNITTEN VON FRANS MASEREEL

IM INSEL-VERLAG ZU LEIPZIG
1923

ÜBERTRAGEN

VON

FRIDERIKE MARIA ZWEIG

DER SELTSAME HANDWERKER

ALS ich eines Abends um die Kathedrale strich, erblickte ich ihn ganz plötzlich. Ein schräger Strahl erhellte sein Antlitz, wie er eben an einer Laterne vorüberkam.

Und schon erkannte ich ihn, sowie er mir dann morgens in der Sechs-Uhr-Messe leibhaftig erschien. Diesmal hatte ich reichlich Zeit, ihn mit meiner zähen Neugier zu umfangen.

Ich kniete zwischen der Beterschar ganz nahe neben ihn hin, fast ihn berührend. Seine Kleider, die weiß Gott wie alt sein mochten, strömten einen muffigen Geruch aus, der mich glauben machte, er selbst sei zeitlos. Sein unbewegliches weißes Auge glich einer Kugel, die unter der riesenhaften Stirn plattgedrückt war. Mit dürren Fingern hielt er sein Gebetbuch. Sicherlich hatten die täglichen, endlosen Andachten in seine Knie den Abdruck seines harten Stuhles eingegraben. Seine Beine waren mager, sein Rock steif und abgetragen, die Ärmel zu kurz. Er gab sich zu erkennen wie ein offener Text.

Ich wurde gewahr, daß das Leben oder vielmehr der Tod im Kirchenwinkel dieser alten deutschen Stadt durch diesen Mann, in dessen Dasein gleichsam Jahrhunderte verschlossen schienen, versinnbildlicht war.

Er bewohnte ein kleines Gäßchen, an dem ältliche Geschäftsläden entlang liefen. Man hörte dort nichts anderes als endloses Geläute ärmlicher Glöckchen. Vor ihren Fenstern sah

man an ihren Pulten, das Auge durch Lupen riesenhaft vergrößert, bleiche Uhrmacher, die mit Pinzetten und Lanzetten tausend kleine Nichtigkeiten aus Stahl und Kupfer umhertanzen ließen. Man verkaufte da sonntägliches Zuckerwerk auf rosa Papier ausgelegt, Torten für Zöglinge und zerfließende Bäckereien, die als Belohnung für fromme Stunden bestimmt waren. Alle möglichen kleinen Gewerbe drängten sich hier enge zusammen: Sesselflicker, Seiler, Kreideerzeuger.

Auch er, der wunderliche Mann, arbeitete da. Die Jungen kauften zuweilen bei ihm dreifarbige Kreisel, die Mägde blaue Holzschuhe. Diese Alltagsarbeit aber lenkte ihn keineswegs von dem geheimnisvollen Unternehmen ab, das ihm — wie lange wohl schon? — Hände, Herz und Hirn gefangennahm. Seine Nachbarn sprachen allerlei Ungewisses darüber. Nachts flammte es in seiner Werkstatt, rückwärts im Hofe, plötzlich rot auf, und man hörte unablässiges Geräusch von Sägen, Feilen und Hämmern. Er lebte ein gleichförmiges und

scheinbar abgebrauchtes Dasein, in das niemals Unvorhergesehenes hereinbrach.

Ich beobachtete ihn schließlich Stunde um Stunde. So entdeckte ich den regelmäßigen Zeitpunkt seines Aufstehens, die Minute, in der er zur Kirche ging, wann er kommunizierte, bei welcher Bruderschaft er Schatzmeister war, und wie er seinen Körper, das Räderwerk des Willens, in Gang hielt.

Oftmals an Sonntagen, vor und nach dem Segen, wenn der Abend Firste, Kirchenfenster, Dächer und Apsis vergoldete, setzte er sich in den Kreuzgang der Kathedrale, die Augen auf den Turm geheftet. Dort oben verkündete eine sehr alte Uhr feierlich die Stunden. Zu bestimmter Stunde traten Personen aus ihren Nischen, Tiere und Fratzen sprangen aus den kleinen halbgeöffneten Türen hervor, Erzengel hoben ihre Schwerter und bewegten die Schilder, während Christus, von den Aposteln begleitet, auf einer Estrade einherkam und die Stadt segnete. Zu Mittag schlug der Hahn mit den Flügeln und krähte.

FM

Und man wurde es nicht müde, aus den benachbarten Provinzen immer wieder herzureisen, dem Schauspiel dieser Puppen beizuwohnen, die so getreu und pünktlich gearbeitet und so weit durch Menschenalter herbeigekommen waren, daß die schlichten Leute in Bayern meinten, sie stammten von Gottvaterszeiten. So sehr hatte der Traum von Generationen, der seit Jahrhunderten um dieses tägliche Schauspiel kreiste, diesen Glauben gesteigert, daß eines Tages, als einer der Apostel zerbrochen ward, das Unglück gewaltiger erschien, als wenn ein Himmelsgestirn auf der Erde erloschen wäre. Dieser Apostel, dem Kopf und Arme und die Hälfte des Rumpfes fehlten, schien eine Wunde im Herzen der Legende.

Der Mann, den ich seit vielen Tagen beobachtete, mußte wohl dieses Unglück mehr als irgend jemand anderer beklagen. Sicherlich konnte, seiner Meinung nach, ein beliebiges Stück geschnitzten Holzes allein die Entweihung nicht wieder gutmachen. Inkarnation mußte

stattfinden. Von diesem Augenblicke an zweifelte ich nicht mehr: das Werk, an dem er so andächtig arbeitete, war eine Nachbildung. Das,

was er anstrebte, war, die riesigen Eichenklötze, die sich unter seinem Dach häuften, nicht nur mit zufälliger Gegenständlichkeit begabt zu wissen, sondern daß sie Seele wären, die seine, seine starre und zeitlose Seele. Deshalb mühte

sein Körper sich, nichts als Holz zu sein, und seine Bewegungen glichen immer mehr und mehr denen einer Maschine. Alles Leben, das er sich auf diese Art freiwillig entzog, bewahrte er seinem Werk, und zwar so sehr, daß am Tage der Vollendung seiner Arbeit er dem Bilde und das Bild ihm gleichen würde.

Doch was immer er auch tat, er gelangte niemals zu Befriedigung. Was immer er gab, die tyrannische Figur verlangte immer mehr noch. Nicht einen Teil seiner selbst, sein ganzes Leben forderte sie. Oftmals beugte er sich stundenlang über seine Arbeit, sie mit seinem Glauben und seiner Hoffnung benetzend. Er steigerte die Steifheit seiner Gebärden, die Unbeweglichkeit seiner Züge, die fromme Erstarrung seines Körpers. Er wollte den Rhythmus seines Lebens der Materie einflößen. Selbst seine Augen schienen hart und steil. Nur seine Lippen bewegten sich manchmal bei dem Hauch eines wilden, sanften, demütigen, dringlichen und heimlichen Gebets. Er hatte Tage, an denen er den Himmel anflehte, ihm die Gnade

zu gewähren, den Sonnenuntergang nicht mehr erblicken zu müssen, und wenn das Gestirn sich dann senkte, betete er mit demselben Eifer, daß er nicht wieder seinen Aufgang am Horizont erblicken müsse. Denn es war ja sein Leben, das er ganz und gar hinopfern wollte! Doch wie sich seiner entäußern, ohne Gott zu beleidigen? Die Statue war scheinbar plötzlich wiederhergestellt. Jene, die sich der alten entsannen, konnten wähnen, daß sie in der neuen wiedererstanden sei. Doch er, der ja wußte, was dem vollkommenen Leben des Werkes fehlte, teilte diesen Glauben nicht. Er einzig begriff, daß das, was fehlte, in ihm war, in seinem Blut, in seinem Herzen, in seiner Seele. Das, was fehlte, war in ihm gefangen und konnte nur durch den Tod sich befreien.

Er wagte nicht, an Selbstmord zu denken. Diese schreckliche Sünde würde alles, was seine Arme, seine Hände, seine Augen schon vollbracht hatten, vernichten. Die neue Statue würde von selbst in Trümmer fallen. Eine entsetzliche Ratlosigkeit überkam ihn, eine

tägliche Qual erhitzte ihn, er wünschte unter den Opfern allgemeinen Unglücks zu sein. Er getraute sich nicht, das Essen und Trinken einzustellen, aus Angst, seinen körperlichen Verfall zu beschleunigen; aber man ermesse, mit welcher Bedrücktheit er für seinen Körper sorgte. Eines Tages während einer Feuersbrunst trotzte er allen Gefahren; man schrie ihm zu, er möge sich retten, während sein allerheißester Wunsch war, sich in die Flammen zu stürzen. Hinter seinem Hause führte ein verfaulter Holzsteg über einen reißenden Bach; er überquerte ihn allwöchentlich. Einmal lehnte er sich mit seiner ganzen Schwere gegen das Geländer. Schließlich stellte er an die Statue selbst die Frage, wie er, ohne jemanden zu beleidigen, verschwinden könnte. In dieser Sekunde verletzte er sich mit dem Werkzeug, das er eben in der Hand hielt. Die Säge, die das Eichenholz bearbeitete, schnitt ihn ins Knie. Und sogleich trat Blutvergiftung ein.

Heute, wo dieser Mann tot ist, erblickt der Durchreisende der kleinen deutschen Stadt die

Turmuhr mit dem vollständigen Reigen der Heiligen. Der verstümmelte Apostel ist, soweit es irgend möglich war, durch einen ebenso alten und ebenso ewigen ersetzt worden. Dies ereignete sich eines Nachts, ohne daß man dessen gewahr wurde. Es gibt Leute, die sagen, man hätte den verlorenen Teil der früheren Figur wiedergefunden. Andere glauben, der Apostel sei für einige Jahre auf die Erde herabgekommen; eben jetzt sei er wieder in seine Nische hinaufgestiegen. Bald aber wird man nichts darüber wissen, und niemand wird jemals den Namen desjenigen, der dieses Wunder vollführte, nennen können.

EINE FETTE GESCHICHTE

DIESES begab sich bei Ernest Vinck in Antwerpen. Vinck bewohnte am Ende eines alten Viertels ein jüngst neu hergerichtetes Haus, das Luft und Sonne offen stand und das Licht grell und stechend auf große, grüne Veranden und riesige, mit blassem Marmor ausgelegte Korridore einließ.

Nur in einem Teil, der gegen den Garten hinaus ging, hatte er einen ganzen Flügel in dem alten einfachen Stil bestehen und dort jede Verzierung, jeden Stein restaurieren lassen.

Und hier schloß er sich ein, im vertrauten Beisammensein geliebter Dinge. Sein Arbeitszimmer war prächtig.

Hier herrschte das gedämpfte Licht alter Wohnräume. Durch ein Glasfenster, das in kleine Vierecke geteilt war, drangen goldene Strahlen, wie rotes Haar durch die Maschen eines Netzes. Schwer geraffte Vorhänge gemahnten an nächtlichen Himmel; Teiche aus Schatten schwärzten den Parkettboden. Kaum daß man in den Ecken ein Flirren von Licht zwischen den Gehängen der hohen Leuchter sich regen sah.

Vinck mochte nur die fette Kunst, die den Frieden einer guten Verdauung gewährt und die von guter Laune überschäumt; er liebte abgöttisch alles, was dick war, schwer, plump und vor Gesundheit strotzte, von Licht überflutet: Bilder, Plastiken, Statuen, Fayencen, in deren Email oder Ton die Glasur, die Farbe, die Sinnenfreude der alten Meister strahlte.

Die Wohnung war mit Wandbespannungen mit Kirmessen im Stil Teniers ausgeschlagen.

Im gedämpften, warmen Ton der alten Bilder sah man Burschen und Dirnen in blauen Röcken und rosa Blusen tölpelhaft umherspringen; sie hielten sich an den Händen, die sie über den Köpfen kreuzten, und schlangen um einen Maibaum endlose Reigen. Oder man sah da, wie an Tagen von Gelagen, o-beinige Kerle mit wulstigen Lippen, scharenweise an Tischen lümmelnd, die auf den Hals ihrer Nachbarinnen einen fetten Kuß drückten.

An die Decke war auf einem Hintergrund von Wolken eine heidnische Saturnalie gemalt, die zwei Jahrhunderte alt war. Die Freske war schlecht nachgebessert worden, aber man sah noch Verflechtungen von Beinen, Oberkörper von Frauen, die nach rückwärts sanken, Löwen und Tiger, die unter der Liebkosung weicher Hände hingestreckt lagen; zynische Faune, die sprangen und musizierten und ihre Pfoten im Tanz der Bacchantinnen verflochten. Amoretten flogen umher und berührten mit ihren bloßen Füßen die rosigen Nacktheiten. Und all diese aufgehäufte Mythologie in ihrem fetten Ge-

tümmel kam aus der Decke hervor und fiel ins Leere.

Rings um den Saal, auf den Etageren, den Glasschränken, den Simsen der Täfelungen, den Wandtischchen, machten sich Porzellanfiguren breit, Silene und Bacchanten, den Wanst an Fässer gestützt, mit feistem Lachen, gespreizten Fingern auf das rote Grübchen ihres Nabels weisend. Auf dem Sockel eines Schubladenkastens prunkte eine Figur mit riesigen Brüsten. Auf einem Eckgestell schnüffelten, mit geblähten Nüstern, kleine Terrakottaschweinchen aus einem Brunnen, das Schwänzchen schneckenförmig eingerollt.

Seit zehn Jahren verließ Vinck dieses Zimmer nicht mehr. Er aß, trank, schlief darin, den Geist geschwellt von fleischlichen Visionen. Während seiner Schläfchen, nach dem Trunke rollte sein Kopf durch purpurne Träume hin. Er sah sich in Liebe für eine kolossale Venus von Jordaens entbrannt, er küßte ihr die Lider, er erhitzte ihren Körper mit kräftigen Umarmungen, er badete in einer Flut von Fleisch.

Und als er mit ermatteten Armen und trockenem Munde, den Körper völlig schlaff, hinfiel, sah er sie noch vor sich, die beiden Brüste, golden bestrahlt wie Bergesgipfel.

*

Vinck erhielt eines Tages durch Erbschaft ein gotisches Bild aus dem fünfzehnten Jahrhundert.

Auf einem Holzkreuz, das den Himmel überquerte, hing ein langer, knochiger, schwarzbrauner Christus tödlich getroffen herab, die Stirn von Dornen zerrissen, die Augen wie verwest, baumelnd die Hände.

Die zwei Schächer röchelten an seiner Seite. Maria, deren Stirn vom Glanz des Heiligenscheines silbern leuchtete, sah seinem Sterben zu. Magdalena hielt mit heißen Lippen ihren Mund an die Male seiner grünen Füße gepreßt.

Ein nächtlicher Himmel, von Blitzen durchzuckt, breitete am Horizont seinen großen tintigen See, worin die Sonne wie ein Tropfen gestockten Blutes starrte.

Vinck fand keinen Geschmack an dem Geist des Mittelalters. Er hatte das Bild in einen Vorraum gehängt und war entschlossen, sich seiner sobald als möglich zu entledigen.

Aber nach und nach hatte ihn dieses Gemälde, so schreckhaft es war, angezogen. Er überraschte sich zuweilen dabei, reglos davorzustehen. Er, der Künstler der Überfülle, hatte schließlich in diesen mageren, schwindsüchtigen Körpern, mit ihrer Farbe, die an

trockene Leichen erinnerte, und die so steif waren, daß sie aussahen, als hätte man sie aus Latten geschnitzt, eine kranke Schönheit entdeckt, die er vorher nicht geahnt hatte. Und von Tag zu Tag, immer mehr erobert, immer mehr überwältigt, hatte er beschlossen, das Werk in sein Arbeitszimmer zu stellen, damit er es in den verschiedenen Beleuchtungen des Tages unter seinen Augen hatte und so nach und nach seinen lockenden Zauber analysieren könne.

Eines Abends stellte er es selbst auf einen Schemel neben die Figur mit den riesigen Brüsten.

Er prüfte es lange, rückte es so, daß das Licht es schief bestrahlte, und setzte sich wieder an sein Pult, um die erreichte Wirkung zu prüfen.

Die Lampe, die über seinem Kopfe hing, leuchtete voll auf die Marterszene. Die Schächer schienen aus dem Rahmen zu steigen, der Heiligenschein der Jungfrau bildete eine emaillene Fläche; durch die Gestalt des Christus ging ein Zucken.

Das aber, was Vinck, der ganz benommen war, nicht bemerkte, war die Verwirrung, die die Gegenwart des Eindringlings bei den reglosen Gästen des Zimmers hervorrief. Es verbreitete sich ein allgemeines Übelbefinden: ein Ausdruck des Zornes bebte auf den Gesichtern; sonst wohlwollende Blicke stachen von der Decke herab, scharf wie Schwertklingen; andere verdunkelten sich, wie Sterne sanft verlöschen, mit der Entsagung der Besiegten und Märtyrer. Denn auch die Dinge unterstehen menschlichen Empfindungen. Sie lieben oder hassen einander, verstehen oder beneiden sich gegenseitig, vereinen sich oder liegen im Streit. Man vergißt oft, zu welcher Liebe oder zu welchen Kämpfen das Nebeneinander von gewissen Farben, die Vereinigung verschiedenartiger Schönheit, Anlaß gibt. Es bestehen im Grunde geheimnisvolle Gesetze oder Anziehungen, die die Schönheit ebenso wie die Reihenfolge bedingen. Die Sympathien entstehen wie die Harmonien, und der Haß verbreitet sich wie das Ungemach.

In dem Augenblick, als Vinck sich setzte, fiel ein breiter, fetter Tropfen auf ein vor ihm aufgeschlagenes Album. Als das Blatt gewendet war, das er kaum näher angesehen, fielen schon zwei weitere, ebenso breite, ebenso fette Tropfen.

Vinck erhob sich erstaunt. Er blickte um sich. Die Wohnung, die von Dunkel erfüllt war, erschien ihm nur undeutlich. Er glaubte, daß Öl aus der Lampe tropfte, und hatte sich schon beruhigt, als, o Schrecken! ein langsamer Regen zu fallen begann. Er hob die Augen, und in dem Kreis von weißer Helle, den die Lampe beschrieb, sah er etwas aus dem Finger einer Venus fließen. Er lief, seinem Diener zu läuten; aber plötzlich wurde der Regen zu Guß, ganze Flächen von Fett befleckten den Schreibtisch, kleine Teiche bildeten sich. Weiche Patzen fielen platt auf die Fayencen, die Bronzen, auf die Möbel. Schlamm stockte in den Scharnieren, überschwemmte die Fugen der Gesimse und rann von den Täfelungen herab.

Man hörte ein Geräusch, als ob Spiralen sprängen, Blasen zerplatzten; ein weiches Wehen streifte vorbei, wie von ausgehauchten Seufzern. Ab und zu eine lange, hingedehnte Klage, die in ein dumpfes Wimmern erstarb und jammervoll weiterklang. Auf der Decke an den Mauern regte es sich undeutlich in den Gobelins und Fresken. Erhobene Arme fielen herab, Gebärden wurden schlaff, Umarmungen lösten sich.

Vinck wurde, gleichviel in welchen Winkel er sich flüchtete, davon ergriffen. Ein abscheulicher Geruch verschlug ihm den Atem, und immer fiel dieser Regen, fettete seine Kleider ein, blendete ihn fast, klebte sich an seinen Bart und pickte an seinen Händen.

Ja, der Guß wurde noch dichter. Er verwandelte sich in ein schweres Strömen. Duschen flogen umher wie Ohrfeigen. Die Klagen hatten sich in Jammern verwandelt. Man unterschied nichts mehr als grünes Flimmern, das über die Mauern floß wie Spiegel. Der Saal löste sich auf, er faulte ganz und gar mit schlammigen

Geräuschen, dem Zusammenbrechen von Kadavern und Verwesungsgerüchen. Und immer, immer fiel das Fett.

Vinck entfloh, auf der Stiege in seinem Lauf noch verfolgt von den schrecklichen Lauten des Zerfalls. Mit wirrem Kopf, verschrockenen Augen, wankte er, stieß gegen Stühle, und kam zur Stiege zurück, stürzte in den Garten, durch das Bellen eines aus seinem Unterschlupf gescheuchten Hundes verfolgt. Mit versagenden Gliedern fiel er fast bewegungslos auf eine Bank hin, die in einem Haufen herabgefallener Blätter stand.

Hier fand ihn sein Diener, die beiden Arme über die Lehne hingestreckt, starren Blickes. Es dauerte lange, bis er sprechen konnte, bebende Schauer durchschüttelten ihn.

Aber mit einem Mal, als sei er von einer plötzlich erwachten Energie getrieben und über seinen abergläubischen Schrecken beschämt — er glaubte an eine Halluzination — stürzte er sich wieder in das Haus und stieg hinauf. Man folgte ihm mit Lichtern.

Die Stiege war glitschig: überall Fettklumpen; kleine Bäche liefen durch die offen gelassene Türe bis hierher.

Vinck blieb wie versteinert an der Schwelle stehen.

Das blühende Fleisch seines Olymps erschien in seinem verblaßten Azur wie abgestorben. Die Busen, die Oberkörper, die runden Formen der Bacchantinnen waren gleichsam durchsichtig; gelbe, grüne, violette Flecken bedeckten den Plafond. All diese rosenrote Schönheit war geschmolzen. Er sah sie auf der Erde; seine strahlenden Göttinnen in Ohnmacht; ihr Lächeln war erstorben, ihr Glanz abgefault. Sie hatten sich aus der fleischlichen Umarmung gelöst, der sie sich seit zwei Jahrhunderten in den Armen der jungen Götter hingegeben hatten. Ihr Knochengerüst, das in einer zu weiten Haut wie verloren war, ließ ihre Körper leer erscheinen.

Seine Porzellanfiguren hatten ihre abgeschwollenen Bäuche auf ihre Beine herab-

hängen; ihre Glieder schlugen aneinander wie Skelette bei einem Totentanze. Seine Figur mit den riesigen Brüsten keuchte asthmatisch. Seine Schweinchen lagen auf dem Bauche, verendend, mit steifen Beinen.

Er schaute und schaute und versuchte zu verstehen.

Er erriet, und mit einem Satz sprang er in das Zimmer, riß das gotische Bild herab und warf es mit Bewegungen des Entsetzens hinaus. Endlich hatte er verstanden, daß die Götter und Göttinnen und die Freuden und die Üppigkeit, der Glanz und die Kirmessen aus diesem Grunde hinschmachteten.

Diese Magerkeit war ansteckend; im Kampf der Dinge waren die Fetten unterlegen.

Vinck erhoffte ein Wiedererblühen seiner fleischfreudigen Kunst. Er verbrachte die Nacht in seinem Zimmer, um diese Auferstehung zu beobachten. Er ging von seinem Schreibtisch an das Fenster, vom Fenster zur Mauer, und plauderte mit den geliebten Nippes. Doch es geschah nichts. Alles lag von nächtlicher Stille

umfangen. Einzig nur während des langen Schweigens, im völligen Verlöschen jedes anderen Geräusches, fielen noch einige Tropfen herab.

WEISSE WEIHNACHT

LEISE und langsam fiel der Schnee, der Weihnachtsschnee. Er erfüllte die Luft mit Pünktchen, flockte hin und her an den Straßenecken; wo die Bise wehte, hielt er sich einen Walzer lang auf. In der Ebene kam er gewichtig und dicht vom Himmel herab.

Es war am 24. Dezember, Abend. Die Häuser waren geschlossen, niemand ging mehr aus. Lange gelbe Strahlen drangen noch durch die

Spalten der Läden, aber bald erloschen auch diese Lichtstreifen.

Der Schnee war nun in aller Stille am Werke. Er begann noch dichter, noch glitzernder im Mondlicht, hinter lockigen Wolken, zu fallen. Handvoll warf er seine Wollflocken herab, als ob alles Gewölk des Himmels seinen weichen Flaum verlöre.

Ein kleines Dorf, das wie vergessen in einem Spalt der Landschaft lag, empfing ihn auf seinen Schultern. Fröstelnd bedeckte es damit seine Scheunen und Ställe, seine Mühlräder und Düngerhaufen, seine Hütten, seine Backöfen, Wasserbecken und Pferdeställe. Es tat sich gütlich im Schnee; die Wohnstätten sahen alle aus, als ob sie sich in warme Pelze hüllten, sich zusammenrollten, sich eine an die andere drücken wollten, wie eine weiße Murmeltierfamilie.

Tolles Gewirbel, gefrornes Stäuben flog vorbei wie Rauch, mit dem der Wind Possen treibt. Einen Augenblick herrschte stürmisches, aufrührerisches, wildes Getümmel, das heulend die

schwermütige Stille der Nacht durchbrach. Es war, als klängen Klagen im Wald, die der Sturm hindehnte.

Gegen elf Uhr hörte es zu schneien auf. In die beruhigte Nacht leuchteten nun die Sterne am entwölkten Himmel. Blauer Mondglanz lief über die weiße Unendlichkeit der Landschaft. Alle Ecken wurden weicher. Die Häuser machten Katzenbuckel; Schatten mit gekrümmten Rücken wölbten sich auf der Straße. Die Kirche, inmitten des Dorfes, mit den beiden zwillingshaften Senkungen des Daches, die wie Flügel herabgeschlagen waren, schien — man dachte unwillkürlich an ein norwegisches Dorf — einen Schwarm von Schwänen zu beherbergen.

*

Da geschah es, daß am letzten Ende der Straße aus ihrer Kapelle, die an einem Baume hing, eine kleine Mutter Gottes aus Holz, ganz steif in ihrem silbernen Kleide, herabstieg und zu wandern anhub. Ihr Weg war wie mit Schlehdorn bestreut. Vom Wind gebläht, hob

sich ihr Tüllschleier, ihr Heiligenschein strahlte im Sternenglanz. Sie schwebte mit der Leichtigkeit einer Schwalbe vorbei, kaum berührte sie die Fläche ihres Fluges.

Als sie an der nächsten Wegkreuzung angelangt war, stiegen zwei Engel, die Palmen über einen Christuskopf gekreuzt hielten, herab, um sie über dem ihren zu schwingen. Sie lächelte, im Winterfrost sich mit dem warmen Grün

des Frühlings bekränzt zu sehen; die Engel psalmodierten ihr Hymnen, die so zart erklangen wie fernes Echo. Und während der Gesang einen Klang lang aussetzte, hörte man das Hinstreifen ihres gestickten Kleides über dem Schnee.

Schlag Mitternacht hielt der kleine Zug in der Kirche Einzug, die eben sich bereitete, Weihnacht zu feiern. Im Hintergrund, im Chor, hatte der Sakristan die sagenhafte Krippe aufgestellt, in der das mollige Christuskind, vor Fett glänzend, das Köpfchen voll gebrannter Locken – sein kleiner Fuß entschlüpfte dem Linnen –, aus der Umrahmung neu aufgefrischter Blumen puppenhaft hervorlächelte. Im Vordergrund prangte ein Korb unter Glas, mit Bauschen aus wächsernen Früchten, zwei hohe Leuchter, umkrönt von Kerzen, deren Dochte mit der Schere gestutzt waren, ließen ihre flackernden Lichter längs der Girlanden erstrahlen. Kamelien aus Gaze, Rosen aus Tüll, pappendeckelne Pfingstrosen öffneten in Buschen ihre Blätter, gingen da oder dort aus dem

Leim und verloren die angepickten Stempel aus ihren Blüten.

Sobald sie eingetreten war, die kleine Jungfrau, lief sie, ihren Sohn mit Inbrunst zu umarmen; sie küßte ihn mit aller Zärtlichkeit auf die Grübchen seiner Wangen.

Dann, auf ihre Gebärde hin, stieg aus den Nischen des Altars, von den Friesen, den Architraven, den Bogen der Lampen, den Wölbungen der Spitzbogen, aus den Schnitzereien der Chorsitze, von den Säulenköpfen, den Täfelungen – Heiliger auf Heiliger herab. Joseph, mit der Stirn des Patriarchen, langem, seidigem Bart, einen Lilienstengel zwischen den Fingern, Barbara, an ihren gezackten Turm gelehnt, Kornelius, der Papst, Amandus, der Missionar, alle Schutzpatrone der Bruderschaften und frommen Gesellschaften, die Evangelisten, die Beschützer der Pfarre, Apostel mit Gebärden, die in ekstatischen Stellungen erstarrt waren und feurige Zungen auf dem Kopfe trugen. Im Schiffe rückwärts unter der großen Wölbung gab es eine ganze Prozession

von Seligen, Märtyrern, Anachoreten, Büßern, die von den Sockeln und Basreliefs herabkamen; einige befreiten sich aus den Einfassungen der Glasfenster; die Engel, deren ausgebreitete Flügel die Wölbungen stützen, ließen ihre Last fahren, andere flogen von der Orgel auf, wo sie, in Eiche geschnitzt, den Ruhm Gottes aus kupfernen Posaunen verkündeten.

Und alle bildeten vom Hochaltar bis ans Ende der Kirche in ihren unbefleckten Gewändern eine Schleppe von Weiße, in der stellenweise ein brennendes Funkeln glitzerte, wie in Flüssen, auf die die Sonne strahlt. Das war der Glanz der Satins, Falten der Seide, Keuschheitskränze, feurige Herzen, auf der Brust angebracht, Strahlen, die Händen entfahren wollten, Füße, Augen, Heiligenscheine, die ihre leuchtenden Bogen, wie breite Halsketten, wölbten. Das war die Prachtentfaltung der schneeweißen Stolen der Beichtväter, die lange Reihe linnener Gewänder der Einsiedler, mit ihren ausgemergelten Gesichtern, blaß wie Hostien, der Chor der Päpste,

aufrecht in ihrer marmornen Pose, und die Jungfrauen, die ein Beet großer aufgeblühter Lilien bildeten, dem, wie eine Alabasterstatue, ein riesiger Erzengel mit prachtvollen Flügeln entstieg.

Die weiße Einförmigkeit blendete fast. Man mußte an schmelzendes Silber denken. Dieses Leuchten durchkreuzte sich, drang ineinander; es entstieg ihm ein Schwall von solch starker Klarheit, daß kein Winkel in der Kirche diesem durchdringenden Licht entging. Jeder Schatten verschwand, die Mauern konnten kaum dieses Strahlen fassen, das einen Ausgang suchte, um bis zu den Sternen emporzugelangen.

Aber da war der Schnee, der Schnee, der alle Öffnungen verstopfte, die kleinen Vierecke der Fenster umgab und die musikalischen Geräusche, die diese Anbetung hervorrief, erstickte. Denn wenn er so schwer lastend und alles überwältigend herabgefallen war, so geschah es nicht nur, um der kleinen Jungfrau Maria einen Teppich zu bereiten, sondern um auch alle Gesänge, alle Hymnen, alles zu strahlende

Licht draußen unhörbar und unsichtbar zu machen.

Jedes Jahr fand das gleiche Fest statt. Es begann Schlag Mitternacht und war zur be-

stimmten Minute jäh zu Ende. Gegen vier Uhr sprang der junge Mesner, der am Ende des Dorfes wohnte, aus dem Bett, um die Morgenglocke zu läuten. Anläßlich des heiligen Tages legte er seine besten Kleider an, seine schöne

Hose aus Tuch, vom Vater stammend und auf sein Maß gerichtet, die Satinweste mit doppelten Knopfreihen, den Frack mit den schweren Schößen, die wie Rabenflügel um seine Beine tanzten.

Kaum war er draußen, so machte er schon einen düsteren Fleck in die Landschaft. Er störte die eisige Ruhe, die jungfräuliche Schönheit, die weiße Einheit der hellen Farben.

Die Reinheit der kristallinischen Färbungen besudelte sich mit tintigen Spritzern, der Hermelin wurde kotig, die Schleppe des unbefleckten Mantels bekam einen schmutzigen Rand. Wo der Mesner vorbeikam, ließen seine Schuhe auf dem weißen Weg riesige Abdrücke zurück. Sein Schatten zeichnete lächerliche Profile auf den Schnee. Bei jedem Schritt wirbelte er Staub auf, der fein war wie Reif. Und der Schnee krachte, er knirschte, er litt. Da und dort fiel er in kleinen Lawinen herab oder löste sich plötzlich auf.

In dem Maße, als er näher kam, hörte auch in der Kirche die weiße Anbetung auf. Die

Gebete, die Gesänge, die Hymnen falteten ihre alkyonischen Flügel, das Lächeln erstarb mit der Ekstase auf den hingeneigten Gesichtern. Das Geräusch, das von den Weihkesseln kam, war zu Ende. Die Kerzen verlöschten von selbst. Die Engel entflogen auf milchweißen Wegen. Die heiligen Männer und Frauen stiegen wieder auf ihre Piedestale, erstarrten von neuem in ihrer Gebärde, die sich auf das Elend des Menschenlebens herniederbeugte. Die Märtyrer hielten ihre goldenen Palmen hoch, und die Glückseligkeit, für ihren Gott zu leiden, füllte wieder ihre Augen mit Tränen.

Alle diese linnenen Gewänder, all diese Stolen, schneeweißen Kleider, silbernen Meßgewänder, diese feierlichen Schleppen und Schleier aus Gaze fühlten das Herannahen des Schwarzen. Denn nichts ist empfindlicher, ängstlicher als solche himmlische Färbungen, darin die ganze Reinheit der Unbeflecktheit sich spiegelt. Die Nachbarfarben schon quälen sie, das Schwarze tötet sie. Es versinnbildlicht die Trauer, die Schmerzen, den Tod; es ist die

Beleidigung, der Schimpf des irdischen Elends gegen die göttliche Helle.

Auf diese Art war beim ersten Knirschen der Schlüssel des Mesners im Eisenwerk des Schlosses, aus Furcht vor unreiner Berührung, alles in Ohnmacht gefallen. Die kleine Jungfrau mit ihren Gefährten war geflohen und fand mit knapper Mühe einen noch bereiften Dachfirst, um beim Klang der Morgenglocken nach Hause zurückzufinden.

Er aber, der kleine Mesner, bemerkte niemals etwas davon; er ging halb verschlafen seine weinerlichen Glocken läuten, indes sich noch in den vom Mond erhellten Winkeln die langen Schleier der Büßerinnen bewegten, bemüht, ihren früheren Faltenwurf wiederherzustellen.

IM „EDEN“

DER Bühnenvorhang fiel über den letzten Ausklang der Pantomime. „Eden“ leerte sich.

Draußen standen da und dort Gruppen von Kokotten und feilschten um ein Nachtmahl; versprochene Küsse, geraubte Zärtlichkeiten, Paare, die in Wagen stiegen, Verabschiedungen durch die Fenster noch, plötzliches Galopp der Tiere, die durch einen Hieb mit dem Zügel in Bewegung gesetzt wurden. Am Rand des Bürgersteigs stand das Bataillon der ältlichen Stra-

ßendirnen, die über und über mit Schminke bedeckt, und deren Augen mit Kohle unterstrichen waren. Sie hatten ganze Ziegel von Farbe auf den Wangen und bildeten Spalier. All das klebte aneinander: Straßenmädchen, Pferde, Fiaker, Kutscher, grünspanfarbig, in einem Geflirre elektrischen Lichts!

Nach einigen Minuten legte sich dieser Abfahrtstrubel. Im knarrenden Lärm der davonfahrenden Fiaker entfernte man sich. Das Gaslicht erlosch im Vestibül, die Straße war wieder von nächtlicher Einsamkeit erfüllt, feucht vom Nieseln, je zwanzig Schritte weit von der flakkernden Flamme einer Laterne gelblich erhellt.

Da stieg in den völlig geleerten Saal aus einer Parterreloge, in der er sich versteckt gehalten hatte, der geheimnisvolle Doktor Vellini, der Beschwörer der ungreifbaren Gespenster, herab, noch im schwarzen Anzug und weißer Krawatte, und setzte sich in die Orchester-Fauteuils. Sogleich flammten strahlend die wiedererleuchteten Kronleuchter auf; ein starkes Licht vergoldete die Mauern, die Säulen, die

Decken, die Friese, die Balkone, die Gänge, die Wintergärten; von überallher kamen blasse Phantome, leichten Schrittes, grotesk in ihrer Pose. Der Doktor war Berufsmagnetiseur. Er glaubte an eine übernatürliche Welt, die er durch Zauberformeln und Tricks belebte. Außer dem kleinen Koch, dem in Azur gekleideten Engel, dem weißen Skelett, der schönen Neapolitanerin, die im Programm angezeigt waren und allabendlich vor das Publikum beschworen wurden, war es ihm geschehen, daß er während seiner Experimente im Zimmer unerwartete, plötzliche Gesichte entstehen sah. Rief er jemanden herzu, so verschwanden sie. Aber ihm, ihm allein machten sie sich gefügig. Sein leisester Ruf ließ sie erstehen.

Jede Nacht kam der Doktor zum Stelldichein mit ihnen. Der Saal war herrlich; Strahlen grünen Lichts durchquerten ihn. In dem Wintergarten opalisierten in dem Glanz der elektrischen Lampen riesige Glasdächer, vor denen geraffte Stoffe gehängt waren. Eine exotische Flora umgab die Fontänen.

An der Decke hingen Trapeze, Triangel und andere Turngeräte. Die kupfernen Knöpfe ihrer Barren leuchteten.

Zu bestimmter Minute fand ein allgemeiner Aufstieg aller Gespenster statt, die eine rote Hängematte durch Kabel an den Balkons, mit Eisendrähten an den vier Enden des Saales, befestigt hatten. Die weniger Kühnen stiegen an den Leitern hinauf, die Größeren kletterten einer auf den andern, bis einer von ihnen den Gipfel erreichte und seine Gefährten nachzog.

Von einer Seite zur andern flogen sie, aneinander vorbeikreuzend; Rückgrate bogen sich wie spanisches Rohr; Knochengestelle vermengten sich zu Stellungen von erschreckender Kühnheit. Überraschend brach dann dieses närrische Gleichgewicht zusammen, das sich in unerhörten Posen gehalten hatte, und mit ihm alle diese Knochengebilde, die vom Licht der Kronleuchter durchschienen und wie feurig gestreift waren.

Man galoppierte auf gespannten Stricken, man tanzte auf den Polsterungen der Logen.

F M

Ein Schwarm von Phantomen hing breit am Ende eines Kabels.

Allerlei Spiele wurden begonnen: man verfolgte einander, man lief in großen Sätzen und nahm dabei die leichtesten Stützen als Ruheplatz; man ließ sich von hoch oben in ein Netz fallen, das untergebreitet war, um dann wieder auf die gegenüberliegenden Barren zurückzuspringen. Behendigkeit von Affen, die Späße zwischen Lianen treiben, herrschte da. Und diese aneinanderschlagenden Knochen, die sich streckten, in ihren Gelenken knirschten wie verrostetes Eisenzeug, die Rückgrate, die sich verrenkten, die Knochenleiber, die, aneinander vorüberfahrend, sich verwickelten, diese Schienbeine, die wie Trommelschlegel wirbelten, verursachten tausend trockene, abgestorbene Geräusche, die so klangen, als schlügen Finger eines Tambours auf riesige Leinwand.

Oft stach ein stärkerer Schlag über den übrigen Lärm hinaus. Man hätte meinen können, eine Latte würde mittendurch gebrochen.

*

Musik, die anfangs dumpf war, bald aber lauter wurde, vibrierte und schwoll zu breitem Crescendo. Die Aufmerksamkeit der Phantome wurde von etwas angezogen. Ihre Spiele standen still. Der Doktor Vellini erhob sich. Diese Weisen hatte er doch an diesem Abend vom Orchester spielen gehört; die Gavotten hüpften ihren altertümlichen Rhythmus, der melancholisch und einschmeichelnd klang; der Refrain einer Operette tobte hinter ihnen her. Die Cymbale schlugen ihre abgesetzten Klänge nach einem fremden Ritornell; das Kreischen der Violinen brach in unnatürliches Lachen aus, knirschend, in Lachen von Sensen.

Bei den ersten Takten eines seltsamen Marsches, der eben sehr in Mode war, begann sich in den Verzierungen des Rundbaues eine Bewegung bemerkbar zu machen. Dieser Marsch hatte irgendwie etwas Geheimnisvolles, das man sich nicht erklären konnte. Er wurde in Pantomimen und Balletten immer gespielt, wenn Schatten beschworen, Tote belebt werden sollten, oder wenn es sich darum handelte,

Lebendigkeit in die Reglosigkeit der Dinge zu bringen. Er war wie ein Weckruf aus Schlaftrunkenheit, zur Wiederauferstehung. Gewiß hatte ihn auch Dornröschen vernommen. Bald begannen sich die Trophäen aus Federn auf den hochgelegenen Wandmalereien zu bewegen; die indischen Götter auf den goldenen Dreifüßen lösten ihre gekreuzten Beine voneinander und fingen langsam an, nach dem Wiegen der Kadenzen ins Leere hineinzutanzen.

Der Doktor erschrak. Er konnte doch nicht annehmen, daß die Klänge sich im Echo des Saales aufspeicherten und zu bestimmter Minute zum Widerklingen gebracht wurden? Und doch war es so. Und noch mehr als das, es handelte sich hier um Beschwörung, Galvanisation der toten Materie, Übertragung von Leben auf Statuen und Embleme.

Die Jongleure mit vier Händen, die in den abgerundeten Giebelfeldern des Foyers vielfarbig abgebildet waren, erhoben sich gleichfalls, und es begann ein plötzliches Umherfliegen im Saale, in einem Regen von goldenen

Kugeln, die geschleudert, wieder eingefangen, von rückwärts neuerdings geworfen und von vorne wieder erhascht wurden, dabei Kreise, Mäander, Spitzbogen bildeten, die geschickt die Schraffierungen von Schwertern und Fächern durchschnitten. Die karfunkelnen Tiaren glitzerten, die Türkenschwerter tanzten in den Gürteln mit einem Geräusch von hin und her geschüttelten Kettchen, Spitzen grüner Holzpantinen glänzten im Leuchten phantastischen Lichtes.

Die Götter und Jongleure grüßten einander ehrfurchtsvoll, näherten sich gegenseitig mit viel Umständen, um sich dann aber bald den Geistern in tollem Tanze zu gesellen. Rund um den Halbkreis entrollte er sich, stieg in einem Wirbel empor, in Form eines Hornes, das der Wind höhlt und das sich dann schlangenartig verlängert, wie in einem Zickzack von Bändern, die an einem Ende angezogen werden. Kein einziges Geräusch von Schritten: es war wie ein Rundflug, der die Luft mit Lärm erfüllte. Die Musik wurde

rascher, flog auf Zehenspitzen, tobte. Plötzlich drehte sie sich auf einem Orgelton, und augenblicklicher Eingebung folgend, sprangen alle Skelette, Götter, Jongleure gegen die Friese, die einen ließen sich auf den Karniesen wie ein Schwalbenschwarm nieder, andere hefteten sich an die Gesimse, manche hielten sich steif im Leeren, als ob sie an unsichtbaren Fäden hingen.

Da oben begann das schwindelige Treiben von neuem. Man konnte an einen riesigen Hexensabbat denken, aber alles in Rosenrot getaucht, in Freude und Licht, mit Satin, goldigem Tüll, Gazeschleiern, die all dies Springen, Tanzen, Stürzen, Sichwinden umflorten. Es kam zu unentwirrbarem Gemengsel, wahnsinnigen Szenen und Getobe. Reihen von Phantomen hängten sich ineinander ein und wogten nach der entgegengesetzten Richtung, ohne loszulassen; Tänzerpaare drehten sich unablässig auf demselben Fleck, wie von einer nicht abzustellenden Feder bewegt; plötzliches Gestoße ergab Lawinen von Stürzen, märchenhafte Schwünge kreuzten durch die tanzenden

Massen, Zusammenstöße sprengten das wütende Drängen auseinander. Raubartiges Zugreifen der Jongleure in Skelettgestalt entführte die Paare von einem Ende des Saales zum anderen, die Kugeln der Jongleure flogen willkürlich hin und her, die Schienbeine der Skelette bebten wie im Fieber. Die Götter vervielfältigten sich in seltsame Verwandlungen, in Inkarnationen des Wischnu, und sie tobten ihre tierhafte Wut zwischen den dädalusartigen Verwicklungen aus. Über den Türen des Logenganges schlugen die Pfauen ihr Rad und leuchteten.

Die zwei Satyrmasken zur Seite der Bühne verzerrten sich zu einer schrecklichen Grimasse und spien wie Höllenschlünde Röte von sich. Die Schlangen wanden sich krampfhaft hin und her.

In diesem Augenblicke brachen die Blasinstrumente in einen gewaltigen, metallischen Lärm aus, der durch Paukenschläge verstärkt wurde. Die überhitzten Geigen kreischten. Die Flöten schrillten. Die Fessellosigkeit überwucherte Takt und Rhythmus; es herrschte

nur mehr tönendes Gewimmel, das sich in ein wirres Getöse stürzte, Aufruhr von Noten und Klängen, die in der Auflösung des Finales entfesselt waren.

Der Hexensabbat in seiner Erschöpfung bäumte sich ein letztes Mal auf. Der Lauf entgegengesetzter Bewegungen kreuzte sich immer dichter, immer zahlreicher, drang mehr und mehr ineinander, rollte noch hemmungsloser einher, in vollständiger Verwirrung. Die Konturen der Dinge verwischten sich, die Vielfältigkeit der Farben schmolz, es bildete sich eine Aufeinanderhäufung blauer, roter und gelber Kreuze, die spiralenförmig gehöhlt und von grellem Licht durchschossen waren. Die Geschwindigkeit der Bewegungen, die Heftigkeit der Reigen war so stark, daß der ganze Rundbau, der von seinen Simsen umgeben, von den Kapitellen getragen wurde, seinen Pfeilern gestützt, der allgemeinen Rotationsbewegung nachzugeben schien, um sich dem tollen Tanze zu gesellen und auf seinen Säulen gleichfalls zu toben.

Dies dauerte einen Augenblick. Dann erschöpften sich die Töne, und das Stürmen hörte auf; noch kamen Klänge von da und dort wie verspätete Raketen, gleichsam Staubgefäße, die aus dem blumenartigen Gebilde eines Feuerwerkes fallen. Die Götter und die Jongleure kehrten wieder in ihre Nischen zurück, und die Geister, die den Doktor umwimmelten, folgten ihm in das Dunkel der Gänge.

DIE VERSCHLOSSENE VILLA

ES ist nun zwei Jahre her, daß eine Villa die ganze Saison verschlossen blieb. In der sorglosen Wiederkehr der Badeort-Feste stach sie mit ihrer schmutzigen und von den Seestürmen hergenommenen Fassade grell neben dem menschenüberfüllten Hotel und einigen Galanteriewarenläden hervor. Die Vorstellung von abgestorbenen Dingen ging von ihr aus. Hinter den Läden aus braunen Brettern

vermutete man muffende Säle, zerbrochene Möbel, abgenützte Teppiche, feuchte Mauern, verdorbene Pendeluhren — ein völliges Hinsterben vertrauter Dinge. Die Rampe des Balkons löste sich von der Balustrade, und auf den Mauern ritzten die Eidechsen in tragischen Buchstaben den Niedergang.

Seinerzeit hatte ich sie strahlend und blühend gekannt: eine raffinierte Gesellschaft erfüllte sie mit Lärm und Toiletten; eine Welt von schönen Frauen bewegte sich zwischen dem Luxus seltener Möbel und galanter Veranstaltungen. Ich entsinne mich der kostbaren Diners, der fremdartigen, wunderbar zubereiteten Gerichte, des moussierenden Weines, in grünen Kelchen serviert, der köstlichen Leckerbissen, in denen sich, verstreut, aller Wohlgeschmack in einem Mosaik von Creme und Zuckerwerk begegnete.

Der Gastgeber war der liebenswürdigste Mensch, den es nur geben konnte. Nachdem er seinen Teil Goldes errafft hatte, vernarrte er sich in die Kunst. Sein Geschmack war ein

ausgezeichneter, denn ganz jung hatte er sich damit befaßt, Grazie und Lässigkeit schöner Frauen zu malen, und von dem Tage an, wo er darauf verfallen war, sich mit Bronzen und Bildern zu umgeben, sah man, daß er nicht einen Augenblick aufgehört, Künstler zu sein. Zwei blasse und durchsichtige Gesichter umgaben ihn und brachten in sein Leben den warmen Ton der Fraulichkeit: es waren dies seine beiden Töchter. Er liebte sie mit der Zartheit des Starken; sie ihrerseits umblühten sein Dasein, wie Glashauspflanzen, die die Ecken eines Salons schmücken. Und dank ihnen war das Haus voll Sang, heiter, kokett und strahlend; sie richteten es ein, füllten es mit Nippes und Nichtigkeiten, mit Seiden, Bespannungen, prächtigen Teppichen, roten Samten, in die leuchtende Vögel zu sticken ihre Phantasie sich gefiel. Ihre Zimmer wurden eine Stätte voll der Wunder, und überall strahlte die Pracht der Dinge, die ihre Schönheit umrahmten und in der Harmonie ihrer Farben und Linien prächtiger erscheinen ließ.

Jahre vergingen.

Eine Saison blieben sie aus. Dann sah man sie schon im Frühling des folgenden Jahres wieder erscheinen, beide dem zarten Marmor gleich, mit dem einst die Kunst die Ränder dunkler Grüfte bekleidete. Jung, schön, beklagt, welkten sie, und neben ihnen starb auch ihr Vater hin. Ich sehe sie noch auf der Terrasse vor mir, auf ihren riesigen Chaiselonguen hingestreckt, mit ihren großen gelben Händen, die über den weißen Schlafröcken lagen, die Füße mit Shawls umwickelt, ihre Köpfe mit den wirren Haaren schwer auf dem Polster lastend. Niemand kam vorbei; ab und zu nur riesige, feste Matrosen in blauer Bluse und weißer Hose.

Das Wetter war mild, Bläue über den ganzen Himmel verbreitet. Sie lagen beide da, ohne etwas zu sagen, und jede hatte an ihrer Seite eine hochgewachsene Krankenschwester, die immer aufrecht stand. Und manchmal, während der warmen Stunden des Tages, rollte man durch die offene Türe der Veranda ihren para-

lytischen Vater, der, ohne Stimme, ohne Wort, starren Blickes aber, ihrem Sterben zusah.

Ein Drama hatte ihr Leben getroffen und ihr Glück erdrosselt. Dieses Drama hatte die

Welt mit Erklärungen begleitet, hatte es bis in das Unglaubwürdige übertrieben, indem sie aus einem Fleck eine Pfütze und aus einer Pfütze einen See gemacht hatten.

Man beschuldigte den Vater, der noch jung

war, eine seiner Töchter als Liebhaber zu lieben und jeden Schwiegersohn, der sich zeigte, systematisch zurückzuweisen. Dieses Gerücht wurde durch den kleinen Grafen Beltheim verbreitet, der in die ältere der Schwestern Hals über Kopf verliebt war.

Eines Abends, als er mit ihr im Kursaal tanzte und ihr von Liebe sprach, hatte sie leichthin geantwortet: „Oh! Unmöglich, mein Vater liebt mich zu sehr.“ Der Deutsche nahm die Sache wörtlich, und seither liefen Gerüchte und wuchsen, fachten ein Feuer von Verleumdungen und Dummheiten an.

Die Gesellschaft tat sie von diesem Tage an in Acht und Bann. Sie fühlten sich von Mißtrauen und Feindlichkeit umgeben; man lud sie nicht mehr ein, und zu den Festen, die sie gaben, erschien niemand. Ein finanzielles Ungemach erschwerte noch ihre Lage: der Ruin war da, fürchterlich und tragisch. Aber eine plötzliche und unerklärliche Hausse zweifelhafter Werte rettete sie. Der Vater büßte freilich dabei seinen Verstand ein; Geistesgestört-

heit, von langsamer Paralyse gefolgt, brach über ihn herein. Wie sehr hatte man doch der Krankheit gewehrt, sie energisch bekämpft, den Kranken gepflegt, bei ihm gewacht, ihn getröstet, so gut es ging! Aber es half nichts. Die Krankheit war unbesiegbar, unausrottbar geblieben, hatte sich ausgebreitet, vergrößert, befestigt. Sie machte aus dem Körper eine Sache von erschreckender Unbeweglichkeit und gab ihm eine Starrheit, die schon für den Sarg vorbestimmt schien. Die beiden Schwestern unterlagen in diesem Kampfe gegen den Schmerz und das Leiden. Ihre Gesundheit wurde während der schlaflosen Nächte, die sie zur Seite ihres Vaters verbrachten, untergraben, und in dem Alter, in dem ihre Mutter brustkrank gestorben war, begann ihrerseits für sie die lange weiße Agonie.

Als man sie so tödlich getroffen in der Villa dahinleben sah, neigte sich ein wenig die frühere Sympathie ihnen zu. Man bedauerte sie. Wenn man von ihnen sprach, erging man sich in allerlei banalen und einfältigen Mit-

leidsbezeigungen, und diese konventionelle Anteilnahme unterbrach willkommenerweise die schalen Artigkeiten der Salonunterhaltung. Es war eine Ablenkung in den Gesprächen über die schlechten Zeiten.

*

Die beiden Kranken aber bemerkten nichts davon. Sie waren schon zu sehr durch den Tod verdüstert, von ihm übermannt, als daß diese Meinungsänderung sie hätte berühren können. Sie wälzten, immer wieder, allein wie sie waren, ihre Krankheit in den sich erneuernden Frühling hinein, die Augen unaufhörlich vom Meere angezogen; und sie sahen jeden Abend die Sonne am Horizont verblassen, wie eine angezündete Garbe in der Landschaft. Sie fanden an nichts mehr Geschmack. Ihr Haus, das früher voll Sang war, bescherte ihnen tödliche Langweile; denn der Luxus, der sie umgab, ward zur Sinnlosigkeit, dies Leben unsterblicher Kunst, mit dem sie sich umstellt hatten, zu ärgerlichem Hohn. Die Jugend-

frische der Blumen, die ihre Stickereien belebten, bedeutete Schmähungen, die dickwangigen Amoretten, die in den Fresken umherflogen, schienen auf sie ihren Todespfeil zu richten; kalt, grausam, spöttisch ragte die Ewigkeit der Bronzen und des Marmors empor, die auf den Wandtischchen und Kaminen standen.

Eines Tages hatte eine von ihnen, vielleicht aus Unachtsamkeit, eine Alabasterstatuette fallen lassen, die wie Glas zerschellte. Sie hatte nur ein Lachen dafür. Sie zerbrach sodann einen mit Blumen gefüllten Korb und zerriß langsam eine orientalische Stickerei. Das war wie ein Signal und eine Entdeckung. Eine Raserei, zu zerstören, erhitzte sie. Ihre langen blassen Hände, aus denen das Leben schwand, klammerten sich noch um Gipsfiguren und Terrakottastatuen, ihre scharfen Nägel drangen in das Fleisch, in das Leben, das die Kunst auf den Wandbemalungen hervorgerufen hatte. Das, was sie nicht zerstören konnten, warfen sie auf den Misthaufen. Und der Vater, unbe-

weglich wie er war, gab mit einem Blick seine Zustimmung.

So wurden die kostbarsten Skulpturen, blaue Sèvres und rosa Meißen, vergoldetes Delft und grünes Chinaporzellan hingeopfert. Venezianische Kelche wurden mit einem Messerschlag durchschnitten, japanische Vasen mit einem Stoß des Ellbogens herabgeschleudert. Das, was ihnen am Leben blieb, verwendeten die Kranken, um Tod hervorzubringen, und einzig diese Zerstörung geliebter Dinge schien sie einen Augenblick die bläulichen Küsse des Todes vergessen zu lassen.

Es ereignete sich, daß sie während dieser brutalen Vernichtungsfreude fast fröhlich verlöschten. Sie starben in sehr kurzen Abständen in ihren zertrümmerten, beraubten und geleerten Zimmern. Und der Vater folgte ihnen nach, den Blick noch voll Schmerz über die Agonie seiner Töchter. Und nun beginnt das ganze Haus abzubröckeln. Die Rampe des Balkons löst sich immer mehr und mehr, und auf den Mauern kritzeln die nun schon

größer gewordenen Eidechsen in tragischen Buchstaben den nahen und vollständigen Zerfall.

IN SAN SEBASTIAN

ANLÄSSLICH meines ersten Aufenthaltes in San Sebastian hatte mir Dario von Regoyos bei Vicenta Cruz Quartier bestellt und bereitgehalten. Er selbst nahm da seine täglichen Mahlzeiten ein, und Vicenta Cruz sorgte in Erinnerung an Darios Mutter, die ihr einst gut gewesen war, nach ihren besten Kräften für uns. Das im dritten Stock gelegene Speisezimmer ließ zwar, was Reinlichkeit betrifft, zu wünschen übrig, aber Vicenta Cruz wußte einige französische Gerichte anständig zuzu-

bereiten. Die helle Sardine und der dunkle Braunfisch schienen mir vorzüglich, wenn Dario sie vor mir lobte und kostete und dabei die herrlichen weißen Zähne in seinem Munde leuchteten.

Vicenta Cruz war, obwohl sie es ableugnete, äußerst fromm. Sie weigerte sich, Französisch zu lernen, da sie behauptete, daß man nur im Spanischen gut beten könne. Damit unsere Tischgespräche überwacht seien, hatte sie ganz in unsere Nähe einen großen magern und wild aussehenden Christus gestellt, dem Dario hatte sie anvertraut: „Er wird Euch hören; ich kann Euch ja nicht verstehen." Kaum daß abends der Tisch abgedeckt war, noch ehe wir ihr Haus verlassen hatten, versammelte sie ihre vier Kinder um den Gekreuzigten und ließ sie das heilige Ebenbild inbrünstig küssen.

Ich war mir bald bewußt, daß der große magere und wild aussehende Christus der wahre Herr des Hauswesens sei. Vicenta Cruz räumte ihm alle Macht ein. Ihr Mann, ihr Sohn, ihre drei Töchter und sie selbst waren ihm unter-

tan. Man fragte ihn bei jedem Unternehmen um Rat, man mengte ihn in die täglichen Kümmernisse und Traurigkeiten, er war für das Glück und Unglück der Familie verantwortlich.

Als ich Vicentas unbedingtes Vertrauen zu ihrem Gott erkannte, erfüllte mich aufrichtige Ehrfurcht. Ich bewunderte sie, ich wußte, sie war ehrlich, leidenschaftlich, begeistert.

Da die jährlichen Festlichkeiten von San Sebastian nahten, waren einige Picadores und bald auch der Torero Juan Bastida, von seiner Frau Mercédès begleitet, in unserer Herberge abgestiegen. Nachdem man einen Tag bald auf der Stiege, bald im Vorzimmer dicht aneinander vorübergestreift war, machten wir mit den neuen Gästen Bekanntschaft, und unser Tisch wurde noch am selben Abend dem der Picadores und ihres Meisters näher gerückt. Dario schilderte mir die großen Leistungen Bastidas in Cordova, Sevilla, Madrid, Pampelona und Granada; seine Haut wies vierunddreißig Wunden auf. Hundertmal hat er mit einem einzigen

Schwertstreich den Stier niedergemacht. Mit sicherem Blick durchschaute er seinen Gegner, er spielte mit seiner Wut, und niemals täuschte ihn dessen hinterlistige, stolze Agonie. Mit der Faust auf dem Tisch, erklärte er: „Ich kenne die Tiere besser als die Frauen.“ Senorita Mercédès Bastida lächelte und warf ihm eine Blume zu.

Fröhlich und hell begann der Tag des Stiergefechtes. Alle Glocken läuteten den Sonntag ein. In jeder Kirche kringelte die Sonne um die Altäre tausenderlei Verzierungen. Jede Kerzenflamme war wie eine kleine lebendige Seele, die zu Gott aufstrebte.

„Wir werden, während Bastida kämpfen wird, hier zu Hause vor unserem Christus beten“, beschloß Vicenta. Mercédès, die jedesmal zitterte, wenn ihr Mann dem Stier gegenüberstand, hatte zum Dank ihr beide Hände gedrückt. „Das ist im Baskenland so Brauch“, wehrte Vicenta.

Es war zwei Uhr nachmittag. Schon strömte von allen Seiten die Menge herbei. Bastida und

FM

seine Gehilfen bestiegen einen viersitzigen Wagen und begaben sich gleichfalls zur Arena. Wir folgten ihnen.

Jedermann begrüßte sie stürmisch. Während der Fahrt sprach der Torero kaum; beim Eintreten sagte er: „Glücklicherweise beten die Frauen für uns."

Der Zirkus lag in voller Sonne. Die runden Galerien, die von Frauen, in Mantillen und bunten Miedern, besetzt waren, bildeten um die weiße Bahn eine Art goldenen Reifen. Aufregung und Ungeduld herrschten allenthalben. Man sprach über die Stärke eines Stieres, der aus Salamanca gekommen; er habe einen ungeheuren Nacken, und seine Hörner seien riesigen Stacheln gleich. Die Fächer bewegten sich, als wollten sie die allgemein angstvoll empfundene Erregung ausdrücken. Die ersten Gänge wurden rasch durchgeführt. Bei dem fünften erschien der riesenhafte Stier an der Schwelle des Stalles. Er schaute. Regte sich nicht. Und die Stille, die seine Gegenwart allein dem Publikum einflößte, war schon

Vorgefühl des entsetzlichen Schauspieles, das sich abspielen sollte.

Die Pferde der Picadores wurden zu Boden gerannt und mit Wut bearbeitet. Wie geschickt auch die Banderillas, die bebänderten Stacheln geworfen wurden, sie dämpften nicht den rasenden Ansturm des Tieres. Vergebens suchte man es durch Blutverlust zu erschöpfen, noch mit voller Kraft stellte es sich dem nackten Schwert Juan Bastidas.

Der Torero war bewundernswert an Kühnheit und Geschmeidigkeit. Nur durch ein einfaches, rasches Abbiegen der Hüfte, bald rechts, bald links, beinahe ohne sich vom Platze zu rühren, vermied er die Stöße seines Gegners. Die Gefahr näherte sich ihm, streifte ihn, berührte ihn sogar. Der Stier erboste gegen die hingehaltenen Bissen, seine mächtige Stirn berührte die Erde und riß sie auf. Er stürzte auf den Mann los, um ihn in Stücke zu zerreißen, aber dank einer besonders geschickten Finte fingen die Hörner in ihrer Wut nur Fetzen des wehenden Windes auf.

Die Zuschauer in allen Rängen klatschten Beifall. Die Frauen beugten sich mit angehaltenem Atem vor und reckten, ohne es selbst zu wissen, ihren ganzen Körper gegen diesen schrecklichen und lautlosen Kampf.

Der Stier, der in allen seinen Angriffen enttäuscht worden war, hielt sich nun auch unbeweglich. Er hob und senkte mechanisch den Kopf, und seinem Auge entglomm ein wildes, böses Licht. Juan Bastida wich einige Schritte zurück, und nachdem er einen kurzen, raschen

Ansprung genommen, stemmte er den Fuß auf die Stirn des Tieres, um sich auf seinen Rücken zu schwingen. Der Sprung war märchenhaft. Doch als er die Erde berührte, glitt der wunderbare Torero aus und stürzte hin. Das Tier wandte sich, stieß vor: Schreie, Getümmel, Schrecken und Tod.

Die Knechte konnten durch das Schwenken ihrer roten Mäntel nur mit Mühe das Tier von seiner Rache und verbissenen Wut ablenken. Juan Bastida war, als man ihn aus der Arena trug, nur mehr ein Fetzen Fleisches. Er verschied ohne Beichte.

Die zwei Frauen Vicenta Cruz und Mercédès Bastida beteten noch vor dem Christus, als sich das Gerücht des entsetzlichen Geschehnisses in der Stadt verbreitete. Vicenta beugte sich aus dem Fenster, während Mercédès alles erriet, heulend die Treppe hinabstürzte und zur Arena lief.

Sie warf sich über den schon erkalteten Körper. Sie heftete ihre Lippen auf die zerfetzte Brust und hob verzweiflungsvoll die

beiden Lider, um noch ein letztes Mal die Augen Bastidas zu sehen, die sie so sehr geliebt hatte. Dann ließ sie sich in die Carceria führen, wo zwischen den zerfleischten Pferden der ungeheure Stier lag. Mercédès tauchte ihr Taschentuch in das ringsum vergossene Blut des Tieres und kehrte rasch zur Stadt zurück.

Oh, welch ein Haß, welch ein Wahnsinn leuchtete in ihren Augen! Gottlose Worte stürzten über ihre Lippen. Als sie bei Vicenta Cruz angelangt war, ergriff sie mit Wut die Figur des Gekreuzigten, den sie mit vollem Vertrauen angerufen und angefleht hatte, und begann sie wie wahnsinnig mit frischem Blut zu beschmieren. Rotes Gerinnsel verbreitete sich über der Stirn, den Mund, das bleiche Fleisch.

Als die entsetzliche Gotteslästerung vollbracht war, sank Mercédès wie erleichtert in eine Ecke und verbarg sich im Dunkel. Da näherte sich Vicenta, die dieser Szene rasender Wut und letzter Verzweiflung wie erstarrt beigewohnt hatte, weinend und schluchzend ihrem

Christ, um ihn mit ihren Tränen zu übergießen und zu reinigen. Laut begann sie für die Seele Juan Bastidas zu beten, langsam und leise fiel Mercédès neben ihr auf die Knie, und das dunkle Zimmer war bald ganz erfüllt von dem Gebet der beiden Frauen.

DIE ARENA VON HARO

NACHDEM die halb heidnischen, halb christlichen Umzüge des großen San-Felice die Stadt den ganzen Vormittag beschäftigt hatten, wurde der Nachmittag den Stierkämpfen gewidmet. Haro schwelgte in Freude. Der Wein summte in allen Köpfen. Man sah, wie die riesigen Boxbeutel, die in den roten Weinlokalen hingen, sich gemächlich leerten. Maulesseltreiber, die aus Aragona oder Katalonien gekommen waren, schmückten ihre derben Eselinnen mit dreifarbigen Kokarden und for-

derten die Landmädchen auf, ihre Tiere zu besteigen und in den Straßen herumzuziehen. Die einen erweckten die Erinnerung an Arenen der Pyrenäen, die anderen ließen das Bild des bewegten Meeres aufleben, Wind, Sonne, Weite strahlte in den hellen Lauten ihrer Sprache. Die Mädchen ließen sich zwar nicht überreden, aber sie erlaubten den Maultiertreibern, sie zur Arena zu begleiten und den großartigen Schlachten beizuwohnen.

Don Tancred, der es als erster gewagt hatte, die Stiere ohne Schwert und ohne Muleta anzugreifen, und sich begnügte, in der Mitte des Zirkus die Unbeweglichkeit einer Statue vorzutäuschen, zog damals mehr denn je die Menge an. Seine Ankunft in Haro war besonders berühmt. Das Fest ließ sich herrlich an. Die Galerien waren überfüllt. Sie schienen Beete von Seide, Samt und Spitzen darzustellen. Ein einziger Name, der Don Tancreds, flog von Mund zu Mund.

Er erschien: er war ganz in Weiß gekleidet. Kaum unterschied man die Augen in

seinem schneeweiß gepuderten Antlitz. Er durchschritt festen Fußes den ganzen Zirkus. Sein Schatten begleitete ihn, glitt über den Sand. Mit einem leichten Sprung erreichte er den erhöhten Standplatz, schloß die beiden Füße zusammen, wölbte die Hüfte, warf den Kopf zurück, grüßte die Menge und wartete.

Der Gemeindevorsteher gab ein Zeichen, und der Stall des Stieres öffnete sich. Ein mageres und nervöses Tier blieb auf der Schwelle

stehen und schien mit erhobenen Nüstern die ganze Fläche abzuwittern.

Die Blicke gingen von dem Stier zur Statue, von der Statue zum Stier. Angst begann sich zu verbreiten, als dieser sich in Bewegung setzte.

Er schritt langsam, gemessen, ohne Eile vor. Er bekümmerte sich weder um die rasche Bewegung eines der Knechte noch um das Fallen eines Fächers, der von den Logen bis zur Erde herabsank. Nichts lenkte ihn ab. Sein starrer, gespannter Blick sah nichts vor sich als im Mittelpunkt der Arena eine weiße und unbewegliche Form. Die Beängstigung stieg in dem Maße, als die Entfernung zwischen dem Manne und dem Tiere geringer wurde. Dieses näherte sich immer mehr und mehr. Seine riesige Schnauze berührte schon die Beine und Knie Don Tancreds. Die Frauen preßten, um ja nicht zu schreien, ihren Hals zwischen den Fingern. Plötzlich senkten sich die Hörner. Wenn die geringste Bewegung, und wäre es nur eine Falte des Stoffes, der die lebende Statue umschloß, sich bemerkbar gemacht hätte,

wäre der purpurrote Schrecken des Gemetzels und Todes sogleich blutig durch die Arena geflossen. Die Menge keuchte; man wagte nicht einmal, mit leiser Stimme miteinander zu sprechen. Würde Tancred sich bewegen? Einige wünschten es, schrecklicherweise.

Der Stier entfernte sich. Die Picadore bereiteten sich vor, in Tätigkeit zu treten, als das Tier plötzlich wieder zurückkam; es schien die Falle, die man ihm stellte, und die Lüge, deren Beute es war, zu wittern.

Die Stille, die einen Augenblick nachgelassen hatte, spannte sich sogleich wieder an, wie ein Bogen. Alle Angst flüchtete von neuem in die Brust zurück. Wieder klammerten sich nervöse Hände über die gerundete Rampe der Logen und Estraden. Vor Don Tancred stand der Stier, hob den Kopf und sah, ob die Augen der mehlweißen Maske sich bewegten.

Er begann um das Piedestal herumzugehen. Sein Horn glitt längs des Körpers herab; ein Fetzen Stoffes blieb daran hängen.

Aber die Statue blieb aufrecht, die Arme, die Beine, der Oberkörper hielten sich in ihrer Stellung: Don Tancred hatte nicht gebebt.

Da, immer noch ohne Eile, entfernte sich langsam, gemessen und endgültig das Tier, während ein unerhörter Schrei der Erleichterung und Bewunderung aus den Galerien hervorbrach.

Und als der Held die Menge durchschritt, herrschte wildeste Begeisterung. Man warf ihm mit Wein gefüllte Feldflaschen, handvoll Zigarren zu. Der Gemeindevorsteher empfing

ihn in seiner Loge. Niemand achtete mehr der Banderillos, die den Stier reizten, noch des Toreros, der ihn tötete. Die völlige Bewunderung für einen einzigen Mann steigerte ein ganzes Volk, und die Mädchen, denen die Maultiertreiber von den Bergen und vom Meer erzählten, schienen ihnen zu antworten: „Wäret ihr doch Don Tancred, und wir folgten euch bis ans Ende der Welt.“

INHALT

DER SELTSAME HANDWERKER 5

EINE FETTE GESCHICHTE 19

WEISSE WEIHNACHT 37

IM „EDEN“ 53

DIE VERSCHLOSSENE VILLA 71

IN SAN SEBASTIAN 85

DIE ARENA VON HARO 99

DRUCK DER SPAMERSCHEN
BUCHDRUCKEREI ZU LEIPZIG

FRANS MASEREEL

schuf auch die Holzschnitte zu nachstehenden Büchern des Insel-Verlages:

RENÉ ARCOS: DAS GEMEINSAME. Übertragen von Friderike Maria Zweig. Mit 27 Holzschnitten. In Pappband.

EMILE VERHAEREN: FÜNF ERZÄHLUNGEN. Mit 28 Holzschnitten. Zweite Auflage. In Halbleinen.

AUGUST VERMEYLEN: DER EWIGE JUDE. Aus dem Flämischen übertragen von Anton Kippenberg. Mit 12 Holzschnitten. In Halbleinen. Vorzugsausgabe: 200 numerierte Exemplare auf Büttenpapier, in Pergament (Handband).

A.3